

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 260.

Donnerstag, 1. Oktober.

1931.

Spur auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hing.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Detektiv nickte gedankenvoll vor sich hin: „So etwas Ähnliches habe ich vermutet! — Na, daran läßt sich nun leider nichts mehr ändern! Es gilt nun, alles daran zu setzen und des Täters habhaft zu werden — und zu diesem Zwecke muß ich noch auf einige Punkte eingehen, die dringend der Klärung bedürfen!“

Während er sprach, hatte er eine Zigarette aus seinem Etui genommen. Jetzt entzündete er sie langsam und begann dann:

„Da ist zuerst diese sonderbare Angelegenheit mit dem Schlüssel — oder sogar mit den beiden Schlüsseln, wenn ich Sie vorhin recht verstanden habe, Komtesse. Sie haben doch sicherlich nach dem Verlassen Ihrer Kabine die Tür abgeschlossen und den Schlüssel an sich genommen! — Wohlverstanden, ich meine, als Sie sich mit Ihrer Mutter zum Maskenball begaben! — Und als Sie zurückkamen, stand die Tür offen. Spuren eines gewaltsamen Vorgehens waren an dem Schloß der Tür nicht wahrzunehmen — also muß auch hier, ebenso wie in dem Falle des Safeschlüssels, dem Täter der Schlüssel in die Hände gefallen sein! — Haben Sie begriffen, was ich meine?“

Annja nickte hastig. „Gewiß, — und ich kann dazu nur das Eine sagen, daß sich die beiden Schlüssel in meinem Täschchen befanden. Jetzt sind sie verschwunden und ...“

„Mein Gott —!“, unterbrach sie Esten Lundquist erschrocken, „jetzt erinnere ich mich —!“

„Was denn?“ Gespannt blickte Hesselkamp auf den Schweden.

Der fuhr sich mit der Hand über die Stirn, auf der es wie kleine Schweißtropfen glänzte. „Das wäre ja furchtbar —“ stöhnte er, um sich dann sichtlich zusammenzureißen: „Ich muß Ihnen dazu eine Erklärung abgeben, die vielleicht geeignet ist, Licht in diese dunkle Angelegenheit zu bringen! — Auf dem Maskenball nämlich beauftragte mich Fürstin Manierska, ihrer Tochter das Handtäschchen zu übergeben. Ich führte diesen Auftrag aus, aber ...“

„Nun?“ unterbrach ihn Hesselkamp gespannt. In seinen Augen blitzte ein sonderbares Leuchten auf.

„Während ich mich durch die Tanzenden drängte, um die Komtesse aufzufinden, wurde ich angestoßen und das Täschchen, das ich in der Hand hielt, fiel zu Boden. Der Verschuß öffnete sich, ein großer Teil des Inhalts fiel heraus. Selbstverständlich sammelte ich alles auf, — aber es ist immerhin möglich, daß bei dieser Gelegenheit die Schlüssel verloren gegangen sind —“

„Oder noch eine andere Möglichkeit!“ fiel ihm Hesselkamp ins Wort. „Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß man Sie absichtlich angestoßen hat, — eben, um auf diese Weise in den Besitz der Schlüssel zu gelangen. — Allerdings setzt diese Hypothese eines voraus: daß der Täter genau wußte, welchen Inhalt die Tasche barg — und welche wertvolle Beute ihm zufallen würde. — Das aber bringt uns auf eine zweite, leider sehr peinliche Frage, die wir hier erörtern müssen!“

Er lehnte sich tief in seinen Sessel zurück und blickte dem Rauchstreifen seiner Zigarette nach. Dann wandte er sich ganz unvermittelt an die Fürstin: „Sagen Sie

mir doch bitte, gnädige Frau: Wer wußte um den Aufbewahrungsort des Schmuckes?“

„Mein Gott — diese Frage kommt mir so unvermutet. — Lassen Sie mich bitte erst überlegen, mein Herr!“ —

Hesselkamp nickte und ließ sein Gegenüber nicht aus den Augen. Dabei konnte er bemerken, wie sich eine zunehmende Bestürzung in ihren Mienen malte.

„Es kommen nur die engeren Bekannten von meiner Tochter und mir in Frage —“, stieß sie schließlich zögernd hervor. „Eigentlich nur ... die Herren Lundquist —“

„Die Herren Lundquist?“ echote der Detektiv erstaunt.

Esten gab bereitwillig die Erklärung. „Ich habe noch einen Bruder, Herr Hesselkamp, der aber nicht auf dem Ball war, so daß er ...“

„Aber ich bitte Sie, das hat ja damit nichts zu tun! Darin soll ja noch keine Verdächtigung liegen!“ versicherte der Andere mit einem leichten Lächeln. „Ich muß nur Bescheid wissen! — Also nur Herr Lundquist und Bruder kannten den Aufbewahrungsort des Schmuckes, gnädige Frau?“ wandte er sich dann an die Fürstin.

„Allerdings —“ gab sie zögernd zu.

„Und wann erfuhren die Herren Lundquist davon?“

„Es war heute abend, ehe wir zum Maskenball gingen! — Annja und ich hatten eine kleine Meinungsverschiedenheit, denn sie wollte den Schmuck unbedingt für den Maskenball anlegen. Ich wollte das aber nicht zugeben und Herr Lundquist, den wir um seine Meinung befragten, gab mir recht! — Gleich darauf kam auch sein Bruder hinzu — und so kam es, daß sie den Wandschrank sahen, denn in ihrer Gegenwart schlossen wir den Schmuck ein. Oder nein —“ verbesserte sie sich hastig — „der Schmuck war bereits weggeschlossen, als Hilmar, Herrn Lundquists Bruder, kam. Aber wir sprachen mit ihm darüber —“

Hesselkamp räusperte sich. „Eine ganz verteilte Geschichte! — Haben Sie dazu etwas zu bemerken, Herr Lundquist?“

Esten fuhr auf. Irgend etwas in der Stimme des Anderen reizte ihn.

„Es entspricht alles den Tatsachen! — Aber wenn Sie damit andeuten wollen, daß Sie einen Verdacht gegen mich hegen ...“

„Niemand tut das!“ wehrte der Detektiv ab.

Annja unterbrach ihn mit einer hastigen Handbewegung: „Davon kann gar nicht die Rede sein, Herr Hesselkamp! — Nicht etwa um Esten zu verteidigen, denn das hat er nicht nötig, sondern um Sie, den Augenstehenden, daran zu hindern, daß er sich in Trugschlüsse verbeißt, möchte ich Ihnen versichern, daß Esten den Maskenball auch nicht einen Augenblick lang verlassen hat! — Ich habe ihn fast ständig beobachtet und kann Ihnen die Versicherung geben ...“

„Danke, — aber das war ja gar nicht nötig, Komtesse! — Sie dürfen nicht denken, daß ich, wenn ich keine noch so absurd erscheinende Spur außer Acht lasse, damit bereits einen Verdacht äußern will! — Herr Lundquist ist natürlich über jeden Argwohn erhaben, — und auch sein Bruder — — Sie sagten, daß er sich nicht auf dem Maskenball befunden habe?“

„Nein!“ Esten schüttelte feindselig den Kopf. Er schien noch nicht ganz davon überzeugt, daß Hesselkamp wirklich keinen Verdacht gegen ihn hege. „Nein, mein Bruder war in unserer gemeinsamen Kabine —! Und er wird sich wahrscheinlich auch jetzt noch dort befinden!“

„Sie haben ihm also von dem begangenen Verbrechen noch nicht Mitteilung gemacht?“

„Ich hatte noch keine Gelegenheit dazu!“ Estens Stimme klang gereizt. „Aber wenn Sie jetzt die Gelegenheit haben würden, mich in aller Ruhe anzuhören, dann könnte ich Ihnen eine Beobachtung berichten, die ich machte und die vielleicht . . .“

„Aber bitte, Herr Lundquist, ich bin ganz Ohr!“

„Was ich Ihnen mitteilen wollte, ist die folgende Tatsache. Als die Fürstin von dem Aufbewahrungsort ihres Schmudes erzählte, kam, wie ja bereits erwähnt wurde, mein Bruder hinzu. — Gleich darauf verließ ich die Kabine, da ich mich zum Ball fertig machen wollte. Als ich draußen auf dem Gang stand, bemerkte ich gerade noch, wie sich ein Passagier ziemlich hastig entfernte. Er kann ganz gut unser Gespräch mit der Fürstin belauscht haben und auf diese Weise erfahren haben . . .“

Hesselkamp nickte langsam. „Eine Spur, die vielleicht von Wichtigkeit sein könnte, wenn dieser Passagier nicht eben der große Unbekannte wäre, der uns Detektiven schon zur Genüge das Leben verbittert!“ Ein leiser Unterton von Ironie lag in seinen Worten.

Esten lächelte triumphierend: „Sie irren, mein Herr! Dieser Passagier ist durchaus kein großer Unbekannter sondern — der Ingenieur William Knight, der, soviel ich weiß, die Kabine Nr. 98 bewohnt. Vielleicht können Sie diesen Hinweis benutzen?“

„Aber Esten, — das ist ja Wahnsinn —!“ Annja war aufgesprungen. Eine unbeherrschte Erregung bebte durch ihre Stimme.

Ein Klopfen an der Tür unterbrach sie. Hesselkamp ging hin und öffnete. Vor ihm stand ein Steward, grüßte und übergab ihm einen Brief: „Für Sie, Herr Hesselkamp —!“

Der Detektiv riß den Umschlag auf und überflog die wenigen Zeilen des Briefes. Dann schob er ihn lächelnd in die Tasche.

„Gut — sehen wir uns einmal diesen Herrn von Nr. 98 an —!“

6.

Es war kurz vor Mitternacht, als Hesselkamp in Begleitung des Kapitäns vor der Kabine des Ingenieurs William Knight stand.

Fürstin Manierska, Annja und Esten hatten sich in die Kabine Lundquists zurückgezogen und sprachen mit Hilmar, der noch nicht zu Bett gegangen war, über den entsetzlichen Vorfall.

Währenddessen waren zwei Stewards damit beschäftigt, die Kabine der Fürstin in Ordnung zu bringen. Die Leiche des Dieners hatten sie in eine leer gebliebene Kajüte gebracht.

Als der Detektiv an die Tür mit der Zahl 98 anklopfen wollte, hielt ihn der Kapitän Siemssen durch eine Handbewegung zurück.

„Hören Sie mal, Herr Hesselkamp, — steht dieser Besuch jetzt etwa mit dem Brief in Zusammenhang, den Sie vorhin erhielten? Ich weiß nicht so recht — ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren —“

„Dieser Eindruck täuscht Sie auch nicht!“ gab der Andere lächelnd zu.

Siemssen schien aufzuatmen: „Dann haben Sie also den Verdacht gegen diesen Herrn Lundquist abgegeben?“

„Das will ich damit nicht gesagt haben! — Nur halte ich es für meine Pflicht, allen Spuren gewissenhaft nachzugehen!“

„Aber es ist doch Unsinn, einen Esten Lundquist zu beargwöhnen! Sie dürfen schließlich nicht vergessen, daß der Mann ein bekannter Großindustrieller ist, der doch wahrhaftig keine Veranlassung hat, einen Schmutz zu rauben, dessen Wert im Verhältnis zu seinem Vermögen gar nicht ins Gewicht fällt! — Ganz abgesehen davon,

daß ein solcher Mann niemals einen Mord auf sein Gewissen laden wird . . .“

„Ich bitte Sie, Herr Kapitän — noch hat doch niemand von einem Verdacht gegen den Schweden gesprochen! — Wenn ich allen irgendwie unklaren Punkten nachging, so geschah das doch nur im Interesse der Untersuchung! — Und genau so ist auch unser Besuch jetzt bei diesem Herrn Knight aufzufassen! — Genau so!“

Damit klopfte er leise gegen die Tür.

Undeutlich klang ein „Herein —!“ aus der Kabine. Die beiden Männer traten hastig ein.

Bei ihrem Anblick erhob sich der Ingenieur, der wohl gerade in einem noch aufgeschlagen daliegenden Buche gelesen hatte, aus dem Sessel. Er war noch vollkommen angekleidet. Befremdet betrachtete er die beiden späten Besucher.

Verlegen die schwielen Hände gegeneinander reibend, trat der Kapitän näher, während Hesselkamp noch bei der Tür stehen blieb.

„Entschuldigen Sie bitte die Störung, Herr Knight, allein ein furchtbares Ereignis rechtfertigt unser Erscheinen . . .“

„Aber bitte —“ wehrte der Andere mit unpersönlicher Freundlichkeit ab — „Ich stehe Ihnen in jeder Beziehung zur Verfügung . . .“

„Dann gestatten Sie, daß ich Sie mit Herrn Hesselkamp bekannt mache, der hier an Bord so etwas wie den Posten eines Detektivs bekleidet!“

Die beiden Männer begrüßten sich mit einer kühlen Verbeugung, dann nahm Hesselkamp sofort das Wort: „Ich möchte Sie nicht lange aufhalten, Herr Knight, aber ein rätselhaftes Verbrechen, das vor kurzem erst entdeckt wurde, zwingt mich, einige Fragen an Sie zu stellen!“

Der Ingenieur ließ sich wieder in seinen Sessel fallen und deutete mit der Rechten auf zwei leere Stühle ihm gegenüber: „Bitte, nehmen Sie doch Platz, meine Herren! — Und was die Fragen anbetrifft, von denen Sie da sprachen, so kann ich nur wiederholen, was ich vorhin schon sagte: Ich stehe Ihnen in jeder Beziehung zur Verfügung!“

„Danke!“ nickte Hesselkamp kurz. „Was ich Ihnen jetzt sage, behalten Sie bitte für sich, denn ich möchte nicht, daß sich die Kunde von dem Verbrechen unter den Passagieren verbreitet! — Also vor ungefähr anderthalb Stunden — es mag auch etwas länger her sein — wurde der russische Diener der Fürstin Manierska ermordet aufgefunden, — erstochen mit einem Messer, das sich in der Kabine der Fürstin befand! — Sie kannten den Diener der Fürstin, Herr Knight?“ Die Augen des Detektivs richteten sich forschend auf sein Gegenüber.

William Knight zuckte die Achseln: „Vom Sehen her natürlich! — Der Mann in seiner russischen Tracht mußte ja auffallen —!“

„Gewiß!“ gab der Andere zu. „Es ist nun aber nicht nur der Mord allein, der mich beschäftigt! — Es ist noch ein zweites, mit dieser Tat in Verbindung stehendes Verbrechen geschehen. Man hat die Juwelen der Fürstin aus dem Wandsafe ihrer Kabine geraubt, — und sicherlich geschah der Mord nur, um in dem Diener einen lästigen Zeugen des Raubes stumm zu machen — —“

(Fortsetzung folgt.)

Wilde Kastanie.

Die Knospen schwellend schon im ersten Licht,
Will die Kastanie alle Brüder Bäume
An Buntheit übertreffen als ob Träume
Vielfarbig schillernd streifen ihr Gesicht.
Die Fächerfinger wehn dem Frühling zu.
Die Blüthenkerzen sprühen durch laue Nächte.
Und über rot und weiß entflammte Bräute
Reißt braune Frucht in stachelgrüner Ruh.
Doch erst der Herbst, der Todesmahnung trägt,
Läßt das Kastanienlaub in bunten Bränden
Der Farben wilde Trunkenheit verschwinden.
Von später Sonne Himmelsblau umhegt,
Fladert die Welke lohnendes Gesunkel,
Des Lebens Karneval, ins Abenddunkel.

Heinrich Heine.

Rhönfahrt.

Von Ludwig Hartmann.

Seit einigen Jahren sind sie etwas näher in unser Blickfeld getreten, die kahlen, ewig vom Wind umschaukelten Basaltkegel der Rhön. Noch vor gar nicht langer Zeit konnte man hier und da Graufiges über die Unwirtlichkeit des Landes lesen. Dort liege zur Winterszeit der Schnee so hoch, daß die hilflose weiße Frau durch den Schornstein ins Bauernhäuschen hineinsteigen müsse, wenn sich ein neuer Erdenbürger ankündige. Und die Kirschen benötigten angeblich zwei Jahre, um reif zu werden; im ersten röte sich die eine Seite, im zweiten die andere Seite dieser bekömmlichen Frucht.

Inzwischen durfte mancher Wandersmann mit eigenen Augen feststellen, was es mit jenen Märlein auf sich hat. Daß jene Höhen meist kahl und fast immer von frischen Brisen umfäust sind, ist allerdings eine unüberlegliche Tatsache. Doch gerade diesem Umstand verdankt die Rhön ihre Volkstümlichkeit als Tummelplatz der Segelflieger droben auf der Wasserkuppe, der höchsten Erhebung des Gebirges.

In majestätischer Breite, einem auf die Ellenbogen gestützten Riesenleibe vergleichbar, streckt sich der Wiesenhang der Wasserkuppe dem Städtchen Gersfeld zu. Wenige Schritte unterhalb des Gipfels hüpfet gluckend die Fuldaquelle aus der Flanke des Berges. Ein köstliches Fleckchen, das zum geruhigen Verweilen und zur Betrachtung der sich hinter und nebeneinander aufstürmenden Basaltkegel einlädt.

Wohl nirgendwo springt es dem fahrenden Mann so bildhaft in die Augen, daß er ins Bayernland einmarschiert, wie auf dem Wege von der Wasserkuppe zu der anderen, in den Nachbargauen vielleicht noch beliebteren und häufiger aufgesuchten Erhebung, dem Heiligen Kreuzberge. Bald hinter Gersfeld begrüßen den Wandersmann auf waldiger Landstraße unmittelbar nebeneinander der blauweiße Grenzpfahl, ein Heiligenbild, zur Erinnerung an eine verheerende Seuche errichtet, und — das Gasthaus mit den selbstgebrauten Bieren. Die Sonne brennt heiß. Und der Menschengeriecher Basedow hat ja einst behauptet, die Konklusion „Ergo bibamus“ passe zu allen Prämissen. Also hinab in die kühlend dunkle Wirtsstube. Dann nach einem kräftigen Schluck des nahrhaften Getränkes im stillen Wiefengrunde, auf dem die blühenden Sonnenstrahlen und die erfrischenden Lüftlein ein looses Spiel treiben, in behaglichem Schlendern hinaus zum Heiligen Kreuzberge. Feierlich grüßen die Kreuzstiege ins Tal. Wie andächtiges Wispern geht es durch den schmalen Waldgürtel, der sich um den Wallfahrtsort schmiegt. Dann kommt es polternd und kichernd auf dem schmalen Pfade herab. Junges Volk mit erhitzten Gesichtern tollt ein fähiges Bier vor sich her, den in der Mittagshitze arbeitenden Männern drunten am Hang Erquickung zu bereiten. Würdige Klosterbrüder empfangen den Fremdling im behaglichen Gastzimmer neben dem Gotteshause: „A Moos?“ Welche Frage! Als dann der Ritterkrug vor dem Wandersmann steht, möchte diesem fast ein wenig bänglich zu Mute werden. Sagt man nicht allgemein, man dürste unterwegs kein Bier trinken? Aber der fromme Gangnebe beruhigt: „Dös schadt Ihne halt nix.“

Natürlich hat er recht. Der Klosterhof des Kreuzberges ist keine Animierte Kneipe. Wohl kann der fahrende Mann für eine Weile des Essens entzehren, niemals aber des fühlenden Trunkes. Und bekömmlicher als das viele Wasser und alle die verschiedenen durstlöschenden Mittel ist immer noch der würzige Gerstenkaffee. Allerdings — der Weg vom hochragenden Gotteshause, an dem strahlend-weißen Standbilde des Heiligen Kilian vorüber, des Schutzpatrons der fränkischen Winzer und des ganzen herrlichen Frankenlandes, auf der lang hingestreckten grasigen Hochfläche der Hohen Rhön, ist ein genußfrohes, unbeschwertes Wandern. Zwar brennt die liebe Sonne warm auf den ungeschützten Scheitel. Aber rechts und links streichen kühlende Winde aus der „stromdurchglänzten Au“ herauf und umfosen die erhitzte Stirn des Schreitenden. Und dann taucht auf grünem Plan die Kirschenhütte vor dem entzündeten Auge empor. Nicht bedarf es der Drohung des ewig durstigen Pilgers Viktor von Schefel: „Ho! Ho, die Pforten brech' ich ein und trinke, was ich finde.“ Braungebrannte Wandergesellen aus Nord- und Süddeutschland, ein würdiger und ehrenfester Bürgermeister und Rat des aus der Ferne grüßenden Städtchens sind um den derben Holztisch versammelt. Ein kräftiges „Grüß Gott!“ — Ja, und dann mündet er dem von Sonne und Wind ausgedörten Pilgersmann schon wieder, der braune Gerstenkaffee, diesmal ein Abendtrunk, der einen Tag voll Wanderfreude zum krönenden Abschluß bringt.

Den in wohliger Müdigkeit auf das Lager Sinken den raunen die unablässig um das Haus geisternden Winde in den Schlaf und halten mit dem Schlummernden selige Zwiesprache von all dem, was seiner noch wartet auf froher Wanderfahrt zum Gestade des Mains, an dem sich Nord und Süd unseres Vaterlandes die Bruderhand reichen.

Wir speisten ganz türkisch.

Von Hugo von Koller.

Der verstorbene deutsche Admiral von Hollmann kommandierte gegen Ende des Jahres 1888 ein Übungsgeschwader im Mittelmeer. Ein Befehl aus Berlin, dem Sultan Abdul Hamid mit den Kommandanten seiner Schiffe einen Besuch abzustatten, führte ihn nach Konstantinopel. Er war der erste deutsche Admiral, der in offizieller Mission hierher kam, und wurde glänzend aufgenommen. Der Sultan hatte zum Dienst bei ihm seinen Generaladjutanten Achmed Pascha und einen höheren Marineoffizier bestimmt. Von Seiten der deutschen Botschaft wurde ich, da ich die einheimischen Sprachen beherrschte, gute Beziehungen zu allen Großwürdenträgern hatte und türkische Sitten und Gebräuche kannte, als „Bärenführer“ des Herrn von Hollmann bestellt.

Das Flaggschiff mit dem Admiral und seiner Suite an Bord, ging im Konstantinopler Hafen vor Anker. Die deutschen Seeoffiziere wurden von den Abgesandten des Sultans und von mir in einer türkischen Dampfbarkasse an Land gebracht.

Während ihres mehrtägigen Aufenthalts in Konstantinopel wurden sie in außerordentlicher Weise geehrt. Den offiziellen Empfängen und Gastmahlen beim Sultan schlossen sich täglich Einladungen von Ministern und anderen Großen zu Lunch, Diner und anderen Festlichkeiten an. Die türkische Gastfreundschaft stellte an Nerven und Magen der deutschen Herren kaum zu bewältigende Anforderungen. Für die Besichtigung der Moscheen und Paläste, des alten Basars und anderer Sehenswürdigkeiten, auf die der Admiral großen Wert legte, blieb nur wenig Zeit übrig.

Achmed Pascha, der in seiner offiziellen Stellung eigentlich nur Fremdenführer und Begleiter aller hohen, besonders fürstlichen Gäste des Sultans war, wollte auch seinerseits den deutschen Offizieren eine Aufmerksamkeit erweisen und verfiel auf den unglücklichen Gedanken, die Herren zu einem Diner in seinem Konak nach Stambul einzuladen. Der Admiral bekam schon bei dem bloßen Gedanken an ein neues Diner Magenbeschwerden. Um aber den Pascha nicht zu fränsen, nahm er die Einladung an. Er bat aber ausbrüchlich, an einem echt alttürkischen Essen teilnehmen zu dürfen. Der Pascha verneigte sich höflich, wandte sich dann aber an mich und fragte auf türkisch: „Wie meint der Admiral das?“ Herr von Hollmann erklärte, er möchte an einem türkischen Tisch ganz so essen, wie es in einfachen türkischen Familien üblich sei. Der Pascha führte lächelnd aus, daß man dort aber keine Messer und Gabel benutze, alles mit den Fingern zum Munde führe und während der Mahlzeit nichts trinke. „Sehr gut“, sagte der Admiral, „alles ganz nach türkischer Sitte“. Der Pascha war sehr erstaunt, augenscheinlich auch in einiger Verlegenheit. Aber schließlich blieb ihm nichts übrig, als zu versprechen, den Wünschen seines Gastes nachzukommen.

Die Tafel des Paschas machte auf uns Westeuropäer nun allerdings doch einen befremdenden Eindruck. Vor jedem Platz stand nur ein Teller, daneben lag die Hälfte eines runden Brots. Als Besteck nur ein hölzerner Löffel. Das war alles. Auf dem Tisch sah man vier große runde Schüsseln aus grobem Steingut, angefüllt mit einer Art von undefinierbarem Ragout. Immer vier Herren gehörten zu einer Schüssel. Hinter jedem Stuhl stand ein türkischer Diener, der eine Blechschüssel mit Wasser hielt, über dem Unterarm ein sauberes Handtuch.

Der Pascha eröffnete das Festmahl, indem er ein Stückchen von seinem Brot abbrach und damit in die Schüssel fuhr. Zwischen Zeigefinger und Daumen klemmte er auf das Stückchen Brot den Happen Fleisch oder Gemüse, den er herausgepickt, und führte ihn zum Munde. Die türkischen Gäste folgten seinem Beispiel mit großer Geschicklichkeit. Dabei brachten sie nur die äußersten Fingerspitzen mit den Speisen in Berührung. Wir Fremden bemühten uns, es den Türken gleichzutun. Ubrigens gehörte zu jeder Schüssel mindestens ein Löffel, der uns zeigte, wie wir die Speisen mit den Fingern zu nehmen hatten. Man hörte nur das laute Schmatzen der Türken als Zeichen für den Hausherrn, daß es ihnen Gaumen schmeckte. Auf einen Wink des Paschas verschwanden dann die ersten vier Schüsseln. Während das neue Gericht, Artischoden in Öl, aufgetragen wurde, reichten die Diener jedem Gast eine Waschschüssel und das Handtuch, um die Finger zu reinigen. Dann kamen vier ganze am Spieß gebratene Lämmer auf den Tisch, die mit einer Farce von Reis, Pistazien, Rosinen u. a. m. gefüllt waren. Unser Schüsselvorstand zeigte uns, wie man so einem Gekier ohne Messer und Gabel zu Leibe gehen mußte, indem er mit kräftigem Griff die Keulen und Schulterblätter losriß, einige Rippen nach oben abbrach und mit dem Löffel aus dem Innern des Lammes die Farce herausholte. Auf dem Teller

wurde dann das Fleisch mit den Fingern von den Knochen gelöst, die Garce mit dem Holzlöffel gegessen.

Nach einigen Süßspeisen von Honig, neuen Ragouts, Gemüse usw. wurden vier mächtige gebratene Puten aufgetragen. Es war interessant zu sehen, wie die Türken diese ohne Messer zerteilten. Keulen, Flügelknochen und Hals wurden einfach abgerissen. Mit dem Zeigefinger streiften die Türken die Brust von dem Knochengestütz ab, und dann bediente sich jeder nach Wohlgefallen. Es folgte noch eine Anzahl von süßen Speisen, Fleischgerichten und Gemüse, bis endlich nach etwa zwanzig Gängen der hervorragend schmackhafte Pilaff das Diner beschloß. Sämtliche Türken stießen möglichst laut auf, um dem Gastgeber zu beweisen, daß sie satt waren.

Bis dahin hatten alle streng türkisch gegessen, auch ohne einen Tropfen dabei zu trinken. Nach dem Diner wurden türkischer Kaffee und vorzügliche Zigaretten serviert. Damit war der türkische Teil des Gastmahls beendet. Dann aber ließ der Pascha ganze Batterien französischen Champagners auffahren, der bei dem inzwischen entstandenen Durst ein wahres Labial bedeutete. Und die „antialkoholischen“ Türken tranken mit uns um die Wette.

Admiral von Hollmann hatte seinen Willen gehabt. Wir hatten ganz türkisch gespeist. Dann aber erklärte er mir: „Mein Bedarf an Dinern ist vollständig gedeckt. Mein Magen ist total erledigt. Jetzt möchte ich acht Tage lang nur noch Mehlsuppe essen“.

Eine teure Nacht.

Eine lustige Antateur-Gaunergeschichte,
erzählt von Walter Kaufmann.

Auch Inzerate haben ihre Schicksale. Stand da vor einigen Jahren in einem westfälischen Blatte folgende Anzeige: „Welcher Wirt hat am Sonntag eine Taschenuhr für die Beche zum Pfand von mir angenommen? . . . Straße.“

— Die Tageskunde, zu der Karl Krause sich zu erheben pflegte, war längst vorüber. Die Sonne hatte bereits ihren höchsten Stand erreicht. Da erst erwachte Karl Krause. Er hatte furchtbare Kopfschmerzen. Haarspitzenlatarrh. Man kennt das.

Krause versuchte zu denken. Es kostete große Mühe. Allmählich kehrte die Erinnerung an den vergangenen Abend zurück bis auf eine Lücke, die sich nicht füllen ließ, so sehr Krause sein Gehirn auch zermartete.

Ja, ja, es war sehr spät geworden. Die Stimmung hatte sich immer mehr gesteigert, und das gute Bier mundete so schön, daß man sich wirklich daran satt trinken konnte. Was auch ausgiebig geschehen war.

Wie spät mochte es wohl nun sein? Krause wollte nach seiner Uhr greifen, die er immer auf den Nachttisch zu legen pflegte, doch sie war nicht da. Sollte er sie verloren haben? Donnerwetter, wenn das die Frau erfuhr, die in einigen Tagen von ihrer Reise zurückkehrte! Die Uhr war ein Brautgeschenk. Krause sprang erregt aus dem Bett. Während er sich ankleidete, dachte er nach, wie er die Uhr wieder herbeischaffen könnte.

Da war wieder das Loch im Gehirn! Hatte er nicht all sein Geld ausgegeben und die Uhr verfehrt? Aber wo? Er konnte doch nicht noch einmal die Kneipen besuchen, die er gestern abend besucht hatte. Und dann — wußte er denn noch, wo er überall gewesen war? . . . blieb also nichts weiter übrig, als eine Anzeige aufzugeben.

Die Wirkung dieser Anzeige war überraschend. Schon am nächsten Tage kamen mehrere Wirte mit Uhren, die bei ihnen als Pfand zurückgelassen, aber nicht wieder eingelöst worden waren. Doch keine dieser Uhren gehörte Krause. Das war für ihn wenigstens ein Trost, daß es noch andere Zecher wie ihn gab.

Krause sollte bald aber eine weitere Überraschung erleben. Zwei Tage, nachdem sein Inzerat in der Zeitung erschienen war, kam eine junge, hübsche, blonde Frau zu ihm: „Sie sind Herr Krause?“

„Ja.“

„Sie vermissen Ihre Uhr?“

„Vermissen, nein, d. h. ja . . .“

„Sie haben sie verpfändet.“

„Woher wissen Sie das, meine Gnädige?“

Die Dame zog aus ihrer Handtasche eine Uhr, Krauses Uhr. „Ich sehe Sie überrascht!“

Leise lächelnd gab die Dame Aufklärung: „Sie waren kürzlich in einer sehr angeregten Stimmung, kamen in unsere Gesellschaft . . .“

Krause wollte einwerfen, daß er bisher nicht das Vergnügen gehabt hätte, die Dame kennen zu lernen, doch diese fuhr unbeirrt fort: „ . . . und erfreuten uns durch mancherlei Scherze. Im übrigen waren sie sehr freigebig.“

Krause bekam einen gelinden Schreck. Er, der jeden Groschen auf die hohe Kante legte, er freigebig! Daher also die Ebbe in seiner Geldbörse.

„ . . . und hatten sich schließlich verausgabt. Mein Mann half Ihnen aus. Sie gaben ihm die goldene Uhr als Pfand. Hier ist sie; Sie wollten sie ja nach drei Tagen einlösen. Ich komme also zum festgesetzten Termin.“

„Dann kommen Sie also nicht auf Grund meiner Anzeige?“ fragte Krause.

Die Dame verneinte und wiederholte nochmals, daß ihr Kommen verabredet war. „Wissen Sie nicht mehr“, fügte sie mit einem vielstehenden Blick hinzu, „daß Sie mich baten, ich selbst solle Ihnen die Uhr zurückbringen?“

Karl Krause wurde es unter dem Blicke immer unbehaglicher. Hatte er denn in seiner „sehr angeregten Stimmung“ noch mehr Dummheiten gemacht? Fast schien es so. Nur stammelnd kam er zu einigen Bemerkungen. Er entschuldigte sich, daß er anscheinend an dem Abend zu weit gegangen sei, und fragte schließlich, wieviel er denn schuldig sei.

„Einhundert Mark“, war die kurze Antwort.

„Ein — hundert — Mark!“

Krause mußte wohl oder übel zahlen, damit die Geschichte nur aus der Welt verschwand und nicht zu Ohren seiner etwas zu energischen Frau kam. —

Nach einigen Abenden, es war der vorletzte der Strohwitwenzeit Karl Krauses, erhielt er von seinen Freunden eine Einladung zu einer gemütlichen Herrenstimmung.

Krause ging. Trotz des Vorausgegangenen. Aber die ihm verbleibende freie Zeit wollte er ausnützen.

Es wurde an diesem Abend viel geredet, und manches Trost erhellte. Der Gefeierte war Karl Krause. Seinem wiederholten Drängen nach Aufklärung der Ehrung, zu der er doch in gar keiner Verbindung stehe, wurde schließlich stattgegeben.

Die Aufklärung war die: Man kannte Karl Krause als Geizhals. Seine Freunde hatten sich vorgenommen, ihn zu schröpfen: Wenn Karl Krause des Guten übergenug hat, knöpfen wir ihm seine Uhr ab, lassen sie ihm durch eine zarte Hand überbringen, und zwar gegen Herausgabe eines Hundertmarkscheins. Diese hundert Mark aber sollten dann an einem feuchtfrohlichen Abend in das goldgelbe Raß umgewandelt werden.

Was nun also geschah.

Und da sieht man, daß auch Inzerate ihre Schicksale haben.

Welt u. Wissen

Ein Denkmal für eine Hutschöpfung. Die verstorbene Kaiserin Eugenie hat sich auch nach ihrem Tode ein großes Verdienst um die Menschheit erworben. Wie sie seinerzeit als weltbeherrschende Modeschöpferin durch die Einführung der Krinoline und anderer Neuheiten der Industrie einen großen Aufschwung verschaffte, so wirkt sie auf diesem Gebiet noch heute. Beweis dafür ist das feste Federhütchen, das nach ihr benannt wird und sich jetzt im Sturm die Köpfe der Damenwelt erobert hat. Besonders in Amerika ist die Filzhutfabrikation dadurch zu einer ungeahnten Blüte gebracht worden und verdient dort neben der Federindustrie am meisten. Der Mittelpunkt dieses Gewerbebezuges ist der Ort Danbury in Connecticut, und diese Stadt ist heute die glücklichste in den Vereinigten Staaten. Die 30 Hutfabriken sind so beschäftigt wie niemals vorher, und es wird Tag und Nacht gearbeitet, um täglich 120 000 solcher Hütchen herauszubringen. Man könnte noch viel mehr absehen, wenn man mehr fabrizieren könnte, und um der Nachfrage zu genügen, entstehen anderwärts neue Fabriken. Die Arbeiterschaft Danburys, die hauptsächlich in diesen Fabriken beschäftigt ist, schwimmt plötzlich im Geld. Während man in normalen Zeiten höchstens 3 bis 4 Dollar verdiente, ist jetzt der Durchschnittslohn 6 Dollar. Die Mode hat sich wie ein Sturmwind durch das ganze Land verbreitet, und jede Frau will einen oder mehrere solcher Eugeniehütchen ihr eigen nennen. Die Bewohner von Danbury sind aber nicht nur glücklich, sondern auch dankbar, und so haben sie beschlossen, das Andenken ihrer Wohltäterin dadurch zu ehren, daß sie der verstorbenen Kaiserin der Franzosen ein Denkmal auf dem Hauptplatz ihrer Stadt errichten wollen.